

MALIN PERSSON GIOLITO



NETFLIX

EIN NETFLIX
ORIGINAL

QUICKSAND ROMAN

IM TRAUM KANNST DU NICHT LÜGEN

■■■■■
BASTEI
LÜBBE

Inhalt

Cover

Über dieses Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

Der Klassenraum

Hauptverhandlung in der Sache B 147 66 – Der Staat u. a.
gegen Maria Norberg

Erste Verhandlungswoche, Montag – 1.

Erste Verhandlungswoche, Montag – 2.

Erste Verhandlungswoche, Montag – 3.

Erste Verhandlungswoche, Montag – 4.

Erste Verhandlungswoche, Montag – 5.

Erste Verhandlungswoche, Montag – 6.

Krankenwagen, Krankenhaus

7.

Hauptverhandlung in der Sache B 147 66 – Der Staat u. a.
gegen Maria Norberg

Erste Verhandlungswoche, Dienstag – 8.

Erste Verhandlungswoche, Dienstag – 9.

Gefängnis, die ersten Tage

10.

11.

12.

Hauptverhandlung in der Sache B 147 66 – Der Staat u. a.
gegen Maria Norberg

Erste Verhandlungswoche, Freitag – 13.

Erste Verhandlungswoche, Freitag – 14.

Erste Verhandlungswoche, Freitag – 15.

Erste Verhandlungswoche, Freitag – 16.

Sebastian und ich

- 17.
- 18.
- 19.
- 20.
- 21.
- 22.
- 23.

Frauengefängnis

Erste Verhandlungswoche, Wochenende – 24.

Hauptverhandlung in der Sache B 147 66 – Der Staat u. a.
gegen Maria Norberg

Zweite Verhandlungswoche, Montag – 25.

Zweite Verhandlungswoche, Montag – 26.

Zweite Verhandlungswoche, Montag – 27.

Samir und ich

- 28.
- 29.
- 30.
- 31.

Frauengefängnis, Nacht

Zweite Verhandlungswoche, die Nacht zum Dienstag –
32.

Hauptverhandlung in der Sache B 147 66 – Der Staat u. a.
gegen Maria Norberg

Zweite Verhandlungswoche, Dienstag – 33.

Sebastian und ich

34.

Hauptverhandlung in der Sache B 147 66 – Der Staat u. a.
gegen Maria Norberg

Zweite Verhandlungswoche, Mittwoch bis Freitag – 35.

Frauengefängnis

Zweite Verhandlungswoche, Wochenende – 36.

Sebastian

- 37.
- 38.

Hauptverhandlung in der Sache B 147 66 – Der Staat u. a.
gegen Maria Norberg

Dritte Verhandlungswoche, Montag – 39.

Sebastian

40.

Hauptverhandlung in der Sache B 147 66 – Der Staat u. a.
gegen Maria Norberg

Dritte Verhandlungswoche, letzter Tag – 41.

Dritte Verhandlungswoche, letzter Tag – 42.

Dritte Verhandlungswoche, letzter Tag – 43.

44.

Dank

Anmerkungen

Über dieses Buch

»Die Luft ist grau und verschwommen vom Pulverrauch. Außer mir sind alle von Kugeln durchsiebt. Und ich habe noch nicht einmal einen blauen Fleck.«

Stockholm: Nach einem Blutbad an einem Gymnasium steht die achtzehnjährige Maja vor Gericht. Sie hat geschossen, und unter den Toten sind ihre beste Freundin Amanda, ihr Freund Sebastian und der Lehrer Christer. Wie konnte es dazu kommen, dass dieses einstmals so beliebte Mädchen zur meistgehassten Person Schwedens wurde? Und ist sie überhaupt eine Mörderin?

»Eine vielschichtige, unglaublich gut erzählte Geschichte.«

HÅKAN NESSER

Über die Autorin

Malin Persson Giolito, 1969 geboren, wuchs in Stockholms Vorort Danderyd auf, dem Schauplatz des vorliegenden Spannungsromans. Sie hat in Uppsala Jura studiert und arbeitet seit einigen Jahren bei der Europäischen Kommission in Brüssel. Sie lebt dort mit ihrem Mann und ihren Kindern. Wegen des großen internationalen Erfolgs von *IM TRAUM KANNST DU NICHT LÜGEN* will sie sich nun komplett dem Schreiben von Romanen widmen. Sie erntete durchweg begeisterte Rezensionen, sowohl von den Kritikern als auch von den Lesern. Der Roman stand in Schweden wochenlang auf Platz 1 der Bestsellerliste. Er wurde zudem als *Bester Kriminalroman Schwedens 2016* und mit dem Nordischen Krimipreis, dem *Glasnyckel 2017* ausgezeichnet.

MALIN PERSSON GIOLITO

QUICKSAND

IM TRAUM KANNST DU NICHT LÜGEN

ROMAN

Aus dem Schwedischen von
Thorsten Alms

BASTEI LÜBBE

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2016 by Malin Persson Giolito
Titel der schwedischen Originalausgabe: »Störst av allt«
Published by arrangement with Ahlander Agency

Für diese Ausgabe:
Copyright © 2019 by Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Anja Lademacher, Bonn
Umschlaggestaltung: Thomas Krämer
Umschlagmotive: Cover art and Logo © Netflix, Inc., 2019. Used with
permission.
eBook-Erstellung: hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-7325-4986-3

www.luebbe.de

www.lesejury.de

*Ein verlagsneues Buch kostet in Deutschland und Österreich jeweils überall
dasselbe.*

Damit die kulturelle Vielfalt erhalten und für die Leser bezahlbar bleibt, gibt es
die *gesetzliche Buchpreisbindung*. Ob im Internet, in der Großbuchhandlung,
beim lokalen Buchhändler, im Dorf oder in der Großstadt – überall bekommen
Sie Ihre verlagsneuen Bücher zum selben Preis.

Der Klassenraum

Neben der Tischreihe links liegt Dennis, der wie immer irgendein Werbe-T-Shirt, Discounter-Jeans und Turnschuhe mit offenen Schnürsenkeln trägt. Dennis kommt aus Uganda. Er behauptet, dass er siebzehn ist, aber er sieht aus wie ein fatter Fünfundzwanzigjähriger. Er besucht den technischen Zweig des Gymnasiums und wohnt in Sollentuna in einer Einrichtung für solche Leute wie ihn. Neben ihm ist Samir gelandet. Samir und ich gehen in dieselbe Klasse, weil es ihm gelungen ist, in das Spezialprogramm der Schule für internationale Wirtschaft und Gesellschaftswissenschaften aufgenommen zu werden.

Am Lehrertisch liegt Christer, Klassenlehrer und selbsternannter Weltverbesserer. Sein Becher liegt auf dem Schreibtisch, und Kaffee tropft auf seine Hose. Weniger als zwei Meter davon entfernt lehnt Amanda mit dem Rücken am Heizkörper unter dem Fenster. Vor ein paar Minuten noch war sie nichts als Kaschmir, Weißgold und Sandalen. Die Diamantohrringe, ein Geschenk ihrer Eltern zur Konfirmation, glänzen in der Frühjahrssonne. Man könnte meinen, dass sie mit Dreck beschmiert ist. Ich sitze mitten im Klassenraum auf dem Boden. In meinem Schoß liegt Sebastian, der Sohn des reichsten Mannes von Schweden, Claes Fagerman.

Die Personen in diesem Raum passen nicht zusammen. Solche wie wir begegnen einander normalerweise nicht. Vielleicht auf einem U-Bahnsteig, wenn die Taxifahrer

streiken, oder in einem Speisewagen, aber nicht in einem Klassenraum.

Es riecht nach faulen Eiern. Die Luft ist grau und verschwommen vom Pulverrauch. Außer mir sind alle von Kugeln durchsiebt. Und ich habe noch nicht einmal einen blauen Fleck.

Hauptverhandlung in der Sache B
147 66
Der Staat u. a. gegen Maria
Norberg

Erste Verhandlungswoche, Montag

1.

Als ich das erste Mal einen Gerichtssaal von innen sah, war ich enttäuscht. Wir waren auf Exkursion mit der Klasse, und klar, ich wusste, dass Richter keine alten Knacker mit Lockenperücke und rotem Umhang waren und der Angeklagte kein Verrückter im Streifenanzug mit Schaum vor dem Mund und Ketten an den Füßen, aber trotzdem. Die Räumlichkeiten wirkten wie eine Mischung aus Krankenhaus und Konferenzzentrum. Wir fuhren in einem Reisebus dorthin, in dem es nach Kaugummi und Schweißfüßen roch. Der Angeklagte hatte Schuppen und Bügelfalten, und ihm wurde Steuerbetrug vorgeworfen. Abgesehen von unserer Klasse (und Christer natürlich) waren nur vier weitere Personen auf den Zuschauerplätzen. Es gab dort so wenige Plätze, dass Christer einen zusätzlichen Stuhl aus dem Flur holen musste, damit er sitzen konnte.

Heute ist das anders. Wir befinden uns in Schwedens größtem Gerichtssaal. Hier sitzen die Richter auf dunklen Mahagonistühlen mit hohen, samtbezogenen Rückenlehnen. Die Lehne des mittleren Stuhls ist höher als die der anderen. Es ist der Platz des Chefrichters, der Vorsitzender genannt wird. Vor ihm auf dem Tisch liegt ein Holzhammer mit lederbezogenem Griff. An jedem Platz schauen kleine Mikrofone aus dem Tisch. Die Wandverkleidung scheint aus Eiche zu sein und mehrere Hundert Jahre alt, also alt im positiven Sinn. Auf dem

Boden zwischen den Sitzplätzen liegt ein dunkelroter Teppich.

Publikum ist nicht so mein Ding. Ich wollte nie die Lucia spielen oder an einem Talentwettbewerb teilnehmen. Aber dieser Saal ist voll besetzt. Und alle sind nur wegen mir hier, ich bin die Hauptattraktion.

Neben mir sitzen meine Anwälte aus der Kanzlei Sander & Laestadius. Ich weiß, Sander & Laestadius klingt wie der Name eines Antiquariats, in dem zwei verschwitzte Schwule in Seidenkimonos und Monokeln mit Petroleumlampen durch die Regale huschen und verschimmelte Bücher und ausgestopfte Tiere abstauben, aber in Wirklichkeit ist es Schwedens renommierteste Anwaltskanzlei, die sich auf Strafverteidigung spezialisiert hat. Normale Verbrecher haben einen einsamen, müden Pflichtverteidiger, mein Pflichtverteidiger dagegen wird von einem ganzen Stab aufgeregter Wannabes begleitet, die bis tief in die Nacht in einem superschicken Büro an der Skeppsbron arbeiten. Jeder von ihnen hat mindestens zwei Handys, und bis auf Sander selbst glauben sie alle, sie würden in einer amerikanischen Fernsehserie mitspielen, in der man chinesisches Essen aus Pappkartons schaufelt, weil man so wichtig und so beschäftigt ist. Keiner der insgesamt zweiundzwanzig Angestellten bei Sander & Laestadius heißt Laestadius. Derjenige, der so hieß, ist gestorben, wahrscheinlich an einem Herzinfarkt, weil er so wichtig und beschäftigt war.

Drei meiner Anwälte sind heute hier: Peder Sander, der Starjurist, und zwei seiner Mitarbeiter. Die jüngste von ihnen ist eine Tussi mit hässlichem Haarschnitt und einem leeren Loch in der Nase. Wahrscheinlich hat Sander ihr verboten, einen Ring in der Nase zu tragen (»dieses Altmetall kommt sofort weg«). Ich nenne sie Ferdinand. Ferdinand hält »liberal« für ein Schimpfwort und Atomenergie für lebensgefährlich. Sie trägt eine schreckliche Brille, mit der sie zeigen will, dass sie die

Geschlechterordnung durchschaut hat, und sie verabscheut mich, weil sie glaubt, dass ich schuld am Kapitalismus bin. Bei unseren ersten Begegnungen hat sie mich behandelt, als wäre ich eine durchgeknallte Modebloggerin mit einer ungesicherten Handgranate in einem Flugzeug. *Natürlich, natürlich!*, sagte sie und wagte mich nicht anzuschauen, *natürlich, natürlich! Mach dir keine Sorgen, wir sind hier, um dir zu helfen.* Als hätte ich gedroht, alle in die Luft zu sprengen, wenn ich nicht sofort meinen biologisch-dynamischen Tomatensaft ohne Eiswürfel bekomme.

Der andere juristische Wasserträger ist ein Typ um die vierzig mit Bierbauch, Pfannkuchengesicht und einem Lächeln, das sagt: »Ich habe Filme zu Hause, ich bewahre sie in alphabetischer Ordnung in einem abgeschlossenen Schrank auf.« Pfannkuchen hat kurz geschorene Haare. Papa sagt immer, dass man sich auf Leute ohne Frisur auf keinen Fall verlassen kann, aber das hat er sich bestimmt nicht selbst ausgedacht, sondern aus einem Film geklaut. Mein Vater hat eine Schwäche für One-liner.

Als ich Pfannkuchen das erste Mal begegnete, landete sein Blick direkt unter meinem Schlüsselbein, er konnte seine dicke Zunge kaum im Mund halten und zischelte hingerissen: *Mädchen, Mädchen, wie soll das gehen, du siehst viel älter aus als siebzehn.* Wenn Sander nicht dabei gewesen wäre, hätte er bestimmt gekeucht. Oder gezeifert. Sein Speichel wäre von seinen Lippen auf die stramme Weste getropft. Ich hatte keine Lust, ihn darauf hinzuweisen, dass ich schon achtzehn war.

Heute sitzt Pfannkuchen an meiner linken Seite. Er hat seine Aktentasche und einen Rollkoffer voller Ordner und Akten mitgebracht. Den Rollkoffer hat er geleert, und die Aktenordner stehen jetzt vor ihm auf dem Tisch. Das Einzige, was er nicht ausgepackt hat, sind ein Buch (*Make Your Case - Winning is the Only Option*) und eine Zahnbürste, die aus einem der kleinen Fächer

hervorschaut. Hinter mir, in der ersten Zuschauerreihe, sitzen Mama und Papa.

Als ich damals vor zwei Jahren auf dieser Exkursion war, hatte unsere Klasse den Stoff vorher durchgenommen, damit wir »den Ernst der Sache« verstanden und »den Erklärungen folgen konnten«. Ich glaube nicht, dass es geholfen hat. Aber wir hätten uns gut benommen, sagte Christer, als wir uns auf den Heimweg machten. Er hatte befürchtet, dass wir vielleicht zu kichern beginnen oder unsere Smartphones herausholen würden. Dass wir anfangen würden, Spiele zu spielen, oder mit dem Kinn auf der Brust einschliefen wie gelangweilte Reichstagsabgeordnete.

Ich erinnere mich an Christers todernste Stimme, als er erklärte (»Hallo, jetzt hört mal zu!«), dass man sich über Gerichtsverfahren nicht lustig mache, immerhin stehe das Wohl und Wehe des Menschen auf dem Spiel. Man sei so lange unschuldig, bis das Gericht verkündet habe, dass man schuldig sei. Das hatte er immer wieder gesagt. Samir lehnte sich zurück, als Christer sprach, wippte ein bisschen auf dem Stuhl und nickte auf diese Art, die der Grund dafür war, dass alle Lehrer ihn liebten. Ein Nicken, das sagte: Ich verstehe vollkommen, wir sind auf derselben Wellenlänge, ich habe dem nichts hinzuzufügen, weil alles, was du sagst, schon so klug ist.

Man ist unschuldig, bis das Gericht sagt, dass man schuldig ist. Was für eine seltsame Behauptung. Entweder ist man die ganze Zeit unschuldig, oder man hat es getan. Das Gericht soll doch herausfinden, wie es war, und nicht irgendetwas zur Wahrheit erklären. Dass die Polizei und die Staatsanwältin und die Richter nicht dabei waren und nicht genau wissen, wer was getan hat, bedeutet doch nicht, dass das Gericht sich im Nachhinein etwas ausdenken kann.

Das hatte ich damals auch zu Christer gesagt. Dass sich die Gerichte ständig irren. Dass Vergewaltiger immer wieder freigesprochen werden. Dass es überhaupt keinen Sinn hat, einen sexuellen Übergriff anzuzeigen. Denn selbst wenn die Frau von einem halben Flüchtlingslager vergewaltigt und ihr eine ganze Kiste Pfandflaschen zwischen die Beine geschoben wurde, glauben sie ihr nie. Aber das bedeutet nicht, dass es niemals passiert ist und der Vergewaltiger nicht getan hat, was er getan hat.

»So einfach ist das nicht«, sagte Christer.

Eine typische Lehrerantwort: »Sehr gute Frage ...«, »ich weiß, was du meinst ...«, »es ist nicht alles schwarz-weiß ...«, »so einfach ist das nicht ...«. All diese Antworten bedeuten nur das eine: Sie haben keine Ahnung, wovon sie reden.

Okay, Schwamm drüber. Aber wenn es schwierig ist herauszufinden, was richtig ist und wer lügt, wenn man es nicht sicher weiß, was macht man dann?

Irgendwo habe ich mal gelesen, dass »die Wahrheit das ist, woran man sich entscheidet zu glauben«. Das klingt womöglich noch bescheuerter. Man kann selbst bestimmen, was die Wahrheit ist und was nicht? Dass dieselben Dinge wahr oder falsch sein können, je nachdem, wen du fragst? Und wenn wir jemandem vertrauen, dann können wir sagen, ja, so ist es, dann können wir »entscheiden, dass es wahr ist«? Wie kann man überhaupt auf eine derart idiotische Idee kommen? Wenn mir jemand sagen würde, dass er »sich entscheidet, mir zu glauben«, dann wäre mir sofort klar, dass er im Grunde alles für erstunken und erlogen hält, aber mir zuliebe das Gegenteil behauptet.

Meinem Anwalt Sander scheint das alles ziemlich egal zu sein. »Ich bin auf deiner Seite«, sagt er nur, und sein Gesicht sieht aus wie ein Thumbnail. Sander ist nicht so der aufgeregte Typ. Bei ihm ist alles entspannt und kontrolliert. Keine Wutanfälle. Keine Gefühle. Kein lautes

Lachen. Wahrscheinlich hat er noch nicht einmal bei seiner Geburt geschrien.

Sander ist das Gegenteil von meinem Vater. Papa ist alles andere als der »coole Typ« (seine eigenen Worte), der er gerne wäre. Er knirscht mit den Zähnen, wenn er schläft, und steht auf, wenn er Länderspiele im Fernsehen schaut. Mein Vater wird wütend, regt sich über pedantische Kommunalbeamte auf, über den Nachbarn, der zum vierten Mal in derselben Woche im Parkverbot steht, über unbegreifliche Stromrechnungen oder Telefonverkäufer. Über den Computer, über Opa, den Grill, die Mücken, Schnee auf Bürgersteigen, über Deutsche, die am Skilift anstehen und über französische Kellner. Alles regt ihn auf, lässt ihn brüllen und schreien. Er knallt mit Türen und schickt Leute zum Teufel. Bei Sander dagegen ist das deutlichste Anzeichen dafür, dass er fuchsteufelswild ist, wütend bis an die Grenze des Wahnsinns, dass er die Stirn runzelt und mit der Zunge schnalzt. Dann verfallen alle seine Kollegen in Panik und beginnen zu stottern und nach Papieren und Büchern zu suchen, mit denen sie hoffen, ihn besänftigen zu können. Ein bisschen so, wie Mama es mit Papa macht, wenn er irgendwann nicht aufgebracht, sondern ganz still und ruhig ist.

Auf mich ist Sander nie wütend gewesen. Er hat sich nie über irgendetwas aufgeregt, das ich gesagt habe, oder ist sauer gewesen, weil ich etwas nicht gesagt habe, oder weil ich gelogen habe, und er hat es bemerkt.

»Ich bin auf deiner Seite, Maja.« Manchmal klingt er müder als sonst, aber das ist alles. Über »die Wahrheit« unterhalten wir uns nicht.

Im Großen und Ganzen finde ich es gut, dass Sander sich nur um das kümmert, was die Polizei und die Staatsanwältin bewiesen haben. Ich muss mir keine Gedanken darüber machen, ob er seinen Job wirklich gut erledigen will oder ob er nur so tut. Es ist, als hätte er alle Toten und alle Schuld und alle Angst eingesammelt und sie

in Zahlen verwandelt, und wenn die Gleichungen nicht aufgehen, dann gewinnt er.

Vielleicht ist das der richtige Weg. Eins plus eins kann nicht drei sein. Nächste Frage, danke.

Aber mir hilft das natürlich nicht. Denn entweder ist etwas passiert, oder es ist nicht passiert. So ist es eben. Dieses ganze Drumherum-Geeiere ist etwas für Philosophen und (ganz offensichtlich) für den einen oder anderen Juristen. Konstruktionen. »So einfach ist das nicht.«

Aber Christer – ich kann mich genau daran erinnern, wie eindringlich er vor unserem Besuch bei Gericht auf uns eingeredet hatte, wie er alles versucht hatte, um uns zum Zuhören zu bewegen. *Man ist so lange unschuldig, bis einen das Gericht für schuldig erklärt hat.* Er schrieb es an die Tafel: *Grundlegendes Rechtsprinzip.* (Samir nickte.) Christer bat uns mitzuschreiben. Es abzuschreiben. (Samir schrieb mit. Obwohl er es kaum nötig hatte.)

Christer liebte alles, was kurz genug war, um es auswendig zu lernen und zu einer Frage umformulieren zu können. Die richtige Antwort gab zwei Punkte in der Arbeit, die wir zwei Wochen später schrieben. Warum nicht einen Punkt? Weil Christer fand, dass es Graubereiche beim Abfragen des Lernstoffs gab, dass man auch fast recht haben konnte. *Eins plus eins ergibt zwar nicht drei, aber ich gebe dir die halbe Punktzahl, weil du mit einer Ziffer geantwortet hast.*

Es ist also gut zwei Jahre her, dass wir mit Christer diese Exkursion ins Gericht gemacht haben. Sebastian war noch nicht dabei, er kam erst im letzten Schuljahr in unsere Klasse, weil er wiederholen musste. Ich hatte mich in der Schule immer wohl gefühlt, mit meinen Klassenkameraden und den Lehrern, die in unterschiedlichen Versionen seit der Mittelstufe an uns vorübergezogen waren: Jonas, der Chemielehrer, der zu leise sprach, sich an keinen einzigen

Namen erinnerte und mit dem Rucksack vor dem Bauch auf den Bus wartete. Die Französischlehrerin Marie-Louise mit der Brille und der Pustebblumenfrisur. Sie lutschte ständig auf dem kläglichen Rest einer schwarzen Halspastille herum, bis ihr Mund so klein wurde wie eine Walderdbeere. Sport-Frigga sah mit ihrem praktischen Kurzhaarschnitt aus wie ein frisch lackiertes Schiffsdeck mit unklarer sexueller Identität, die Pfeife um den Hals, glatt rasierte, runde Waden und eingehüllt in den Geruch von Synthetiksocken und dem Schweiß anderer Leute. Die zerstreute Malin, unsere blondierte Mathelehrerin, immer unzufrieden und verspätet, zwei Tage in der Woche krankgeschrieben und mit einem Profilbild bei Facebook, dass sie zwanzig Kilo leichter und im Triangel-Bikini zeigte.

Und Christer Svensson. Engagiert auf die Wir-gehen-auf-die-Straße-und-sagen-unsere-Meinung-Art. Ordinär auf die Kartoffeln-in-der-Bratensoße-zermanschen-Art. Er glaubte, dass Rockkonzerte die Welt vor Krieg, Hunger und Seuchen retten konnten, und sprach mit dieser überenthusiastischen Lehrerstimme, die man eigentlich verbieten sollte, außer für den Fall, dass man einen Hund dazu bringen will, mit dem Schwanz zu wedeln.

Jeden Tag brachte Christer eine Thermoskanne selbstgebrühten Muckefuck mit in die Schule, in dem so viel Milch und Zucker war, dass es wie flüssiges Make-up aussah. Den Kaffee schenkte er in seinen eigenen Becher (»Papa ist der Beste«), den er mit in den Klassenraum nahm und während des Unterrichts immer wieder auffüllte. Christer liebte seine Routinen, jeder Tag wie der andere, das Lieblingslied auf Repeat. Wahrscheinlich aß er dasselbe Frühstück, seit er vierzehn war, eine Art Skilanglaufspezialität, so was wie Haferflocken mit Preiselbeerkompott und Vollmilch (»Das Frühstück ist die wichtigste Mahlzeit des Tages!«), bestimmt trank er jedes Mal ein Bier mit Korn, wenn er seine Freunde (»Kumpels«) traf, aß jeden Freitag mit seiner Familie Tacos und ging in

die Pizzeria in seinem Viertel (die Malblöcke und Buntstifte für die Kinder hatte) und teilte sich eine Flasche Rotwein mit seiner »Angetrauten«, wenn es etwas Großes und Wichtiges zu feiern gab. Christer hatte keine Fantasie, er machte Pauschalurlaub, würde niemals Koriander ins Essen tun oder in etwas anderem als Butter braten.

Christer war schon seit der zehnten Klasse unser Lehrer, und mindestens einmal die Woche beklagte er sich darüber, dass das Wetter so seltsam sei (»es gibt gar keine Jahreszeiten mehr«), und jeden Herbst darüber, dass die Läden immer früher ihre Weihnachtsdeko aufbauten (»bald steht ein geschmückter Weihnachtsbaum an der Skeppsbron, bevor die Ausflugsdampfer ihren Sommerbetrieb eingestellt haben«).

Er beklagte sich über die Boulevardpresse (»Warum lesen die Leute so einen Scheiß?«) und *Let's Dance*, über den *ESC* und *Big Brother* (»Warum schauen sich die Leute so einen Scheiß an?«). Am allerwenigsten mochte er unsere Handys. (»Seid ihr etwa Rindviecher? Diese Chats, die ständig bimmeln und schellen, ihr könntet genauso gut eine Glocke um den Hals tragen ... warum macht ihr so einen Scheiß?«). Jedes Mal, wenn er sich beklagte, sah er zufrieden aus, er fand sich jugendlich und »cool« (nicht nur Papa liebte dieses Wort) und betrachtete es als Beweis dafür, dass er uns Schülern besonders nahestand, wenn er »verdammter Scheiß« zu uns sagen konnte.

Nach jeder Tasse Kaffee schob Christer einen Beutel Snus unter seine Oberlippe, und wenn er fertig war, legte er ihn erst auf eine Papierserviette, bevor er ihn in den Mülleimer warf. Bei Christer musste alles sauber und ordentlich sein, sogar der Dreck.

Später, als der Prozess gegen den Steuerhinterzieher vorbei war und wir zurück zur Schule fahren, war er zufrieden. Er fand, dass wir uns »gut benommen« hatten. Christer war immer nur »zufrieden« oder »besorgt«, niemals überglücklich oder stinksauer. Christer gab immer

mindestens die halbe Punktzahl, wenn er den Lernstoff abfragte.

Christer legte sich hin, als er starb, mit den Armen um den Kopf und angezogenen Knien, ungefähr so wie meine kleine Schwester Lina, wenn sie ganz tief schläft. Er verblutete, bevor der Krankenwagen kam, und ich frage mich, ob seine Frau und seine Kinder der Meinung sind, dass das alles nicht so einfach ist und dass ich unschuldig bin, weil noch kein Gericht verkündet hat, dass ich schuldig bin.

Erste Verhandlungswoche, Montag

2.

Mama hat die Sachen gekauft, die ich heute trage. Genauso gut hätte ich die Streifenpyjamas der Dalton-Brüder anziehen können. Ich bin verkleidet.

Mädchen verkleiden sich eigentlich immer. Als hübsches Mädchen mit Durchblick oder als smartes, ernsthaftes Mädchen. Oder als unbekümmertes Ist-mir-doch-egal-wie-ich-aussehe-Mädchen, das Haar zu einem lässigen Zopf gebunden, mit einem bügellosen Baumwoll-BH und einem fast durchscheinenden T-Shirt.

Mama hat versucht, mich als ganz normales achtzehnjähriges Mädchen zu verkleiden, das hier gelandet ist, obwohl es gar nichts Schlimmes getan hat. Aber meine Bluse spannt über den Brüsten. Im Gefängnis habe ich zugenommen, und zwischen den Knöpfen sind kleine, runde Öffnungen zu sehen. Ich komme mir vor wie eine Verkäuferin, die sich einen Arztkittel übergezogen hat, um im Einkaufszentrum Probierversuchungen mit Hautpflegemitteln an die Leute zu verteilen. *Glaub ja nicht, dass du jemanden täuschen kannst.*

»Wie hübsch du bist, meine Süße«, flüstert Mama mir aus der ersten Sitzreihe zu. So macht sie es immer, wirft mit Komplimenten um sich, Müll, von dem sie erwartet, dass ich ihn sortiere. Erfundene Komplimente. Ich bin nicht »schön« und kann auch nicht »gut zeichnen«. Ich sollte auch nicht *öfter singen* und nach der Schule *Theaterunterricht nehmen*. Dass Mama so etwas behauptet, ist zutiefst beleidigend, weil es beweist, dass sie

überhaupt keine Ahnung hat, worin ich wirklich gut bin oder wann ich tatsächlich hübsch bin. Meine Mutter interessiert sich nicht genug für mich, um mir ein ehrliches Kompliment machen zu können.

Unfassbar, wie wenig meine Mutter checkt. »Geh ruhig noch eine Weile raus, wenn du willst«, konnte sie in diesen letzten Monaten allen Ernstes sagen, wenn sie nicht einmal mehr Interesse dafür heucheln konnte, was ich den ganzen Tag gemacht hatte. *Geh ruhig noch eine Weile raus?* Ich war alt genug, wählen zu gehen oder in der Kneipe Alkohol zu bestellen. Ich darf seit drei Jahren legal ficken. Was stellte sie sich vor, dass ich machen sollte? Mit den Nachbarskindern Verstecken spielen? Eins-zwei-drei-ich-komme, atemlose Runden durch den Garten laufen, um immer wieder hinter demselben Busch, im selben Kleiderschrank, hinter demselben kaputten Sonnenschirm in der Garage nachzuschauen. »Hattet ihr Spaß?«, fragte sie, wenn ich zurückkam und meine Kleider nach Haschisch rochen. »Kannst du deine Jacke im Keller aufhängen, Schatz?«

Gestern Abend durfte ich mit Mama telefonieren. Ihre Stimme war heller als sonst. Es war die Stimme, die sie benutzt, wenn noch jemand anderes zuhört oder wenn sie nebenbei noch etwas anderes macht. Mama macht fast immer gleichzeitig noch etwas anderes, räumt auf, trägt Sachen rum, trocknet ab, sortiert. Sie ist ständig nervös, hibbelig. Das war sie schon immer, es liegt nicht an mir.

»Alles wird gut«, sagte sie. Mehrmals. Die Worte stolperten übereinander. Ich sagte nicht besonders viel. Hörte nur auf ihre zu helle Stimme. »Alles wird gut. Mach dir keine Sorgen, alles wird gut.«

Sander hat versucht, mir zu erklären, was während der Verhandlung passieren wird, womit ich zu rechnen habe. Im Gefängnis habe ich einen Informationsfilm gesehen, in dem zum Fremdschämen schlechte Schauspieler einen

Prozess nachspielten, in dem es um zwei Typen und eine Wirtshausschlägerei ging. Der Angeklagte wurde verurteilt, aber nicht in allen Anklagepunkten, sondern vielleicht so für die Hälfte. Als der Film vorbei war, fragte Sander, ob ich irgendwelche Fragen hätte. »Nein«, sagte ich.

Was mir von dem Steuerprozess, den wir mit der Klasse besucht haben, am deutlichsten in Erinnerung geblieben ist, war die Stille. Alle redeten leise, und alle anderen Geräusche wurden so größer – ein Räuspern, eine Tür, die ins Schloss fiel, ein Stuhl, der über den Boden scharrte. Hätte jemand vergessen, sein Handy auf lautlos zu stellen, jede eintreffende SMS hätte denselben donnernden Effekt gehabt wie damals, wenn im Kinosaal das Licht ausgeschaltet und das neue Surroundsystem demonstriert wurde. Und mitten in dieser Stille saß der Steuerhinterzieher und wischte sich die fettigen Haare aus der Stirn. Als der Staatsanwalt die Anklageschrift verlas, schaute er zu seinem Anwalt hinüber und schnaubte empört. Ich erinnere mich, dass ich ihn für eine totale Lusche hielt. Warum tat er so überrascht? Der Staatsanwalt und der Luschenanwalt sprachen nacheinander, lasen von ihren Blättern ab, sagten jede Sache zwei oder drei Mal und räusperten sich zu oft. Alles wirkte total gestört. Nicht, weil gar nichts so war »wie im Film«, sondern weil sich alle Beteiligten zu langweilen schienen, selbst der Verbrecher hatte offensichtlich Schwierigkeiten, sich zu konzentrieren. Auch in der Wirklichkeit waren alle nur miserable Schauspieler, die ihre Texte nicht gelernt hatten.

Samir dagegen fand es überhaupt nicht grotesk. Er lehnte sich in seinem unbequemen Stuhl nach vorne, stützte die Ellenbogen auf die Knie und legte die Stirn in Falten. Das war seine beste Disziplin: zu zeigen, wie seriös er war und dass er ernste Angelegenheiten wirklich ernst nahm. Samir hielt diese Rumpelwichte in Polyesteranzügen für die faszinierendsten Redner, die er in einem Leben gehört hatte. Und Christer genoss es. Er genoss die

Gerichtsverhandlung und den seriösen Samir. Samir brauchte nur selten den Mund zu öffnen, um Christer in den Arsch zu kriechen. Hinterher zogen wir ihn damit auf, Amanda und ich. Wir zogen ihn gerne auf. Aber Labbe klopfte ihm auf die Schulter, als wäre er sein jüngster Sohn und hätte das entscheidende Tor in einem Fußballspiel gemacht. »Samir hat alles gecheckt«, sagte Labbe, und Samir grinste. »Absolut alles.«

Als ich in die elfte Klasse ging, fühlte ich mich zu Hause noch wohl. Mama und ich unterhielten uns noch über andere Sachen als darüber, wann ich wieder zu Hause sein sollte. Mama war stolz auf mich, oder zumindest darauf, wie sie mich erzogen hatte. Sie gab mit ihren effektiven Methoden an, mit deren Hilfe sie mich so steuerte, dass ihr Leben möglichst einfach war. Sie erzählte etwa, dass ich mit vier Monaten schon die ganze Nacht durchschliefe, dass ich »alles« aß und den Löffel schon selbst halten konnte, als ich das erste Mal feste Nahrung zu mir nahm. Dass ich ein Jahr früher in die Schule wollte, weil ich den Kindergarten so langweilig fand. Dass ich schon allein zur Schule gehen wollte, bevor ich acht Jahre alt war, und dass ich es »liebte«, allein und ohne Babysitter zu Hause zu bleiben. Sie sagte, dass sie mich zuerst auf ein Laufrad gesetzt hatte, bevor ich auf einem normalen Fahrrad fahren durfte, und dass sie sich deswegen nie bücken und den Gepäckträger festhalten musste, um mich im Gleichgewicht zu halten. Ich fing »tataa« einfach an zu radeln, und sie konnte in ihrem leichten Sommerkleid einfach nebenhergehen und in angemessener Lautstärke lachen.

Was Mama für mich tat, damit mein Leben einfacher wurde, ging aus diesen Geschichten niemals hervor, aber zu jener Zeit war sie fest davon überzeugt, dass ich allein deswegen so pflegeleicht und unproblematisch war, weil sie alles richtig gemacht hatte.

Hier und heute wird es ebenfalls still sein, nehme ich an. Aber nicht auf dieselbe Weise wie bei dieser Steuergeschichte. Die Luft wirkt zähflüssig durch all die wichtigen Personen, die darauf warten, dass wichtige Dinge passieren. Die Staatsanwältin und die Verteidiger haben eine Scheißangst davor, sich zu blamieren. Sogar Sander ist nervös, obwohl man es ihm nicht ansieht, wenn man ihn nicht kennt.

Sie möchten zeigen, was sie draufhaben. Als Pfannkuchen sich darüber ausließ, wie es seiner Meinung nach laufen würde, sprach er über »Quoten« und »unsere Chancen«, als wäre er mein Basketballtrainer und ich die Centerspielerin. Er wollte *gewinnen*. Erst als Sander mit der Zunge schnalzte, hielt sich Pfannkuchen geschlossen.

Der heutige Verhandlungstag beginnt damit, dass der Vorsitzende Richter die Anwesenheit überprüft. Er räuspert sich ins Mikrofon, die Leute hören auf, miteinander zu flüstern. Dann kontrolliert er, ob alle da sind, die da sein müssen. Ich brauche nicht den Arm zu heben und »hier« zu rufen, der Vorsitzende schaut mich einfach nur an und liest meinen Namen vor. Dann nickt er meinen Anwälten zu und liest auch deren Namen vor. Er spricht schleppend, aber nicht schläfrig, er ist so seriös, dass die Nähte in seiner hässlichen Robe jederzeit platzen könnten.

Der Richter heißt alle willkommen, und er meint es wirklich ernst damit. Ich sage nicht »Vielen Dank, schön, dass ich kommen durfte«, denn eine Antwort wird wohl kaum von mir erwartet, aber ich glaube, dass ich mich angemessen verhalte. Dass ich ungefähr so aussehe, wie ich aussehen sollte. Ich lächele nicht, ich weine nicht, ich bohre nicht mit dem Finger in irgendwelchen Körperöffnungen. Ich sitze einigermaßen gerade und versuche zu verhindern, dass die Knöpfe an meiner Bluse platzen.

Als der Vorsitzende Richter der Staatsanwältin sagt, dass sie beginnen könne, sieht sie dermaßen angespannt aus, dass ich zuerst glaube, sie würde aufstehen. Aber sie zieht nur den Stuhl näher an den Tisch heran, beugt sich zu dem kleinen Strohhalmmikrofon vor, drückt auf einen Knopf und räuspert sich. Nimmt sozusagen Anlauf.

Draußen im Warteraum der Verteidiger, in dem wir gesessen haben, bevor wir in den Saal gingen, erzählte Pfannkuchen, dass die Leute Schlange standen, um einen Platz im Gerichtssaal zu bekommen. »Genau wie bei einem Konzert«, sagte er, beinahe ein bisschen stolz. Sander sah aus, als wollte er ihm eine reinhauen.

Nichts in diesem Saal erinnert an ein Konzert. Ich bin kein Rockstar. Die Leute, die mich sehen wollen, sind keine durchgeknallten Groupies, sondern Aasfresser. Weil die Journalisten ihre Leser mit mir ködern wollen, riecht es nach Tod, und das erregt die Hyänen nur noch mehr.

Aber Sander wollte trotzdem, dass die Verhandlung öffentlich ist. Er hat darauf bestanden, dass die Medien und die Öffentlichkeit Zugang bekommen, obwohl ich so jung bin. Nicht, damit Pfannkuchen eine besonders coole Show abziehen kann, sondern »weil es von entscheidender Bedeutung ist, dass die Staatsanwältin die Berichterstattung nicht monopolisieren kann«. Das bedeutet wahrscheinlich so viel wie, dass er seine eigenen Leistungen ebenfalls gerne zeigen möchte, aber vielleicht meint er auch, dass meine Hater ihre Meinung ändern könnten, sobald sie »meine Version« der Geschichte hören. Sander irrt sich. Das wird keine Rolle spielen.

Sie lieben es, mich zu hassen. Sie hassen alles an mir. *Genau wie bei einem Konzert?* Dass Pfannkuchen sich jemals in der Nähe von lebendiger Musik aufgehalten hat, die nicht in die Kategorie Schlagerfestival fällt, ist kaum vorstellbar. Mein Tipp wäre, dass er Oldie-Sender hört und bei Werbesongs für das perfekte Familienauto mitsingt.

Vor neun Monaten, eine Woche, nachdem es passiert war, gab es Krawalle in Djursholm. Ein paar Jungs nahmen die U-Bahn nach Mörby, stiegen um in den Bus 606 und fuhren alle acht Stationen bis Djursholms torg. Um »es den Arschlöchern zu zeigen!« oder, wie es die Wortgewandten unter ihnen formulierten, »den verdammt Snobs«. Vorortkrawalle spielen sich normalerweise in den eher heruntergekommenen Heimatvierteln der Gangs ab, zwischen den Wohnsilos der Siebziger, den Jugendzentren mit ihren Ex-Junkies, die dort als »Sozialarbeiter« und »Streetworker« arbeiten, weil kein normaler Arbeitgeber sie mit der Kneifzange anfassen würde. Und wenn in der Zeitung steht, dass »die Vorstädte brennen«, dann sind damit tiefergelegte Schrottkarren mit Wunderbäumen und abgelaufener Zulassung gemeint und keine vollkaskoversicherten Leasingwagen, die der Firma gehören und sofort ausgetauscht werden, wenn auch nur der Seitenspiegel wackelt. Aber dieses Mal war es anders.

Drei Tage und Nächte lang herrschte totaler Krieg auf dem Marktplatz und rund um Sebastians Haus unten am Strandvägen. Am zweiten Abend waren fünfzig Leute an den Krawallen beteiligt. Sander hat es mir erzählt, er hat mir die Zeitungsartikel gezeigt.

Zerschlagene Schaufenster in den Boutiquen am Markt. Was haben sie dort mitgehen lassen? Eine Schalkragenbluse für jeden, eine Decke mit Schottenmuster oder eine Weinkaraffe aus Bleikristall? Und wohin gingen sie, als sie von der Fagerman-Villa verjagt worden waren? Weiter zu unserem Haus? Hatten sie es gefunden? Wenn man daran dachte, für wie wichtig es meine Mutter hielt, dass man den ersten Bettler, der sich mit seinem Becher und der verpissten Decke vor den Coop am Vendevägen setzte, »anständig grüßte, um ihm Respekt zu zeigen«, wie verhielt sie sich dann beim Anblick der Baseballschläger und Molotowcocktails? »Hallo zusammen. Wie geht's? Schönes Wochenende noch.« Ich frage mich,

was meine Mutter in den Tagen, in denen die Bereitschaftspolizei vor unserem Haus für Ordnung sorgen musste, zu ihnen sagte. »Alles gut bei Ihnen?«

In den Zeitungen, die Sander mir gezeigt hat, wird über das »Warum« spekuliert. Ob es damit zu tun habe, was Sebastian und ich »symbolisierten«, wofür wir »ein Ausdruck« seien und was das, was wir getan hätten, »ausgelöst« habe. Gab es diese Unruhen, weil das, was passiert war, so über die Maßen widerlich war? Wurden sie besonders wütend, weil wir zu reich waren und weil sie es nicht waren? Oder gab es diese Prügeleien nur, weil eine Horde kleiner Gangster einen Anlass brauchte, um sich zu prügeln (und weil die erste Liga im Juni Sommerpause hat)? Warum auch immer, hier werden Bandenmitglieder jedenfalls nicht hereingelassen.

Im Gerichtssaal befinden sich vor allem Journalisten. Viele von ihnen schreiben auf Laptops. Niemand darf fotografieren, denn es herrscht »Kameraverbot«, wahrscheinlich haben sie sogar ihre Handys abgeben müssen, bevor sie hereingelassen wurden, ein paar von den Journalisten halten jedenfalls ganz gewöhnliche Notizblöcke und Stifte in der Hand.

Ein armer Zeichner sitzt auch im Saal. Man könnte fast glauben, dass ich eine Dickens-Figur bin, ein verlaustes Mädchen, das den Galgen riskiert, oder eine Elvira Madigan aus einem alten Bänkellied. *Traurig sind die Dinge wahrlich, die man heut' besingen kann.*¹ Wir haben es in der Mittelstufe gesungen. Amanda musste natürlich weinen, sie war am allersüßesten, wenn sie weinte, ohne wirklich traurig zu sein (»betörend«), dann stand sie nämlich noch mehr im Mittelpunkt als sonst.

Amanda wird als meine beste Freundin bezeichnet. In den Zeitungen, im Fernsehen, in den Ermittlungsakten, sogar mein eigener Anwalt nennt sie so. *Meine beste Freundin.*